

Di.
Morrissey

Der *Ruf* des
Nachtvogels

Roman

Der Ruf des Nachtvogels

Di Morrissey

Der Ruf des Nachtvogels

Roman

Aus dem Englischen von
Heide Horn und Gerlinde Schermer-Rauwolf

Weltbild

Die australische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Arcadia*
bei Pan Macmillan Australien, Sydney



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Lady Byron Pty Ltd

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Heide Horn und Gerlinde Schermer-Rauwolf, Kollektiv Druck-Reif

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: www.buerosued.de

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-562-8

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für alle Umweltaktivisten, die ihr Bestes geben ...
die aufstehen, ihre Stimme erheben
und ihren Beitrag leisten, ob groß oder klein,
um die größte Kostbarkeit des Universums zu bewahren –
den Planeten Erde.*

Prolog

Südost-Tasmanien, 1993

Von den dunkelgrünen Gipfeln aus gesehen wirkten die beiden bunten Kleckse unten auf dem Felsvorsprung über dem reißenden Fluss wie kleine Wesen – ein blaues und ein rotes –, die sich Zentimeter für Zentimeter vorantasteten. Behutsam näherten sie sich einem klaffenden Loch in der Felswand – womöglich einer Höhle?

Doch als der eisige Wind die Berge hinabfegte und die Baumwipfel zauste, taumelte der rote Klecks plötzlich, rollte über den Felsvorsprung und stürzte durch die letzte Baumreihe vor dem reißenden Wildwasser, das auf seinem Weg zum Meer um die Felsen schäumte.

Der blaue Klecks reagierte sofort, und hätten wir uns die Szene näher heranzoomt, hätten wir ein kleines Mädchen in blauem Regenmantel gesehen, dem der Wind die Kapuze vom kastanienbraunen Haar geweht hatte. Wir hätten beobachtet, wie es auf dem Hintern hinabrutschte, ohne sich um Dornen und Geäst zu scheren, und sich dann durch das Unterholz am Bachufer hindurchkämpfte.

Das Mädchen im roten Regenmantel lag jetzt scheinbar leblos im Schilf, die Beine im eisigen Wasser. Schlamm umspülte seine Haare, das Gesicht war kalkweiß.

»Sally! Sal ... ich bin hier ... steh auf!«, schrie das andere Mädchen und rannte platschend auf die Gestalt zu, an deren Beinen eine kraftvolle Strömung zerrte und sie ins tiefere Wasser zog.

Das Mädchen in Blau stapfte durchs hohe Schilf, stolperte im trüben Wasser über Äste und Steine und rief: »Ich komme, Sal ...«

Als sie die reglose Gestalt in Rot erreichte, die weiter abzutreiben drohte, packte sie sie am Arm, und ein Tauziehen mit der Strömung begann.

»Sally! Wach auf ... hilf mir.« Sie zerrte und zog, fühlte, wie sie auszurutschen drohte, wobei ihre Füße immer tiefer im Schlamm versanken. Panik stieg in ihr auf, denn sie merkte, dass sie nicht groß und stark genug war.

Da durchfuhr die schlaffe Gestalt plötzlich ein Ruck, sie löste sich aus der Umklammerung des anderen Mädchens, rollte sich zur Seite und würgte, während das Mädchen in Blau hektisch nach vorne stürzte und sie am roten Regenmantel festhielt. Das liegende Mädchen hustete, hob den Kopf und griff nach dem Schilf, um Halt zu finden.

»Schnell, Sally, nimm meine Hand.«

Auf dem rutschigen Grund halb watend, halb kriechend erreichte das zähneklappernde, durchnässte Mädchen das Ufer, spuckte Schlammwasser und rang keuchend nach Luft.

»Sal ... bist du verletzt? Was ist passiert?«

»Ich weiß nicht. Mir ist schlecht.« Wieder spuckte und hustete sie. »Igitt.«

»Du bist vom Felsvorsprung gefallen. Ich hab einen Riesenschreck gekriegt!«

»Tut mir leid!«

»Hast du dir wehgetan?«

Tränen rollten über Sallys verängstigtes Gesicht, während sie nickte. »Ich will nach Hause, Jess.«

»Ja, komm.« Jessica zog Sally hoch. Vor ihr stand nun nicht ihre tapfere, unerschrockene Freundin, sondern ein kleines, verletztes Mädchen von acht Jahren, das vor Schmerz immer wieder zusammenzuckte und stöhnte, während sie sich auf sie stützte.

»Hast du dir was gebrochen?«

»Ich weiß es nicht!« Wut lag in der tränenerstickten Stimme.

»Wir müssen nach Hause, Sal. Komm, ich nehm dich auf dem Gepäckträger mit.«

»Sie werden uns nie wieder zur Höhle lassen, Jess«, murmelte Sally unglücklich.

»Niemand weiß etwas von der Höhle. Wir sagen einfach, wir waren auf Entdeckungstour.«

Untergehakt und eine auf die andere gestützt kämpften sich die beiden Mädchen langsam die Uferböschung hinauf.

Hinter ihnen sank winterlicher Nebel von den düsteren Hügeln herab und verbarg die triefenden Bäume und das schäumende Wasser.

Hobart, 1999

Sally saß auf dem völlig überfüllten Flughafen dicht neben Jessica; beide Mädchen baumelten mit den Beinen und blickten zu Boden.

»Ich bin so sauer. Das ist nicht fair. Warum muss dein Dad denn umziehen?« Sally wand sich ein paar Haarsträhnen um den Finger und zwirbelte die Enden.

»Sal, hör auf, deine Haarspitzen zu ruinieren. Du weißt doch, dass es wegen seinem Job ist«, antwortete Jessica. »Wir werden immer Freundinnen bleiben. Du kommst mich besuchen, und Mum sagt, dass wir ab und zu herkommen, um uns mit unserer Familie zu treffen. Was meinst du denn, wie's mir geht?«, setzte sie ärgerlich hinzu. »Ich muss ganz von vorn anfangen! Eine neue Schule, keine Freunde. Das stinkt mir ganz schön. Und ich werde nie wieder eine allerbeste Freundin haben wie dich. Du stehst mir näher als irgendwer sonst. Mehr als eine *Schwester*.«

»Na, zumindest hast du einen Bruder, auch wenn er erst sieben ist. Ich habe niemanden außer Mum und Dad. Himmel, wir sind Teenager, Jess, jeder sagt, dass das die härteste Zeit in unserem Leben ist. Und da ziehst du weg.« Sally schmollte.

»Ich weiß, aber was soll ich machen? Es ist schrecklich. Gib nicht mir die Schuld, Sal.«

Die beiden Teenie-Freundinnen blickten hinüber zu einem Tisch in der Nähe, wo Jessicas Eltern, ihr Bruder Anthony und Sallys Mutter Mollie saßen.

»Und denk daran, mich anzurufen und mir zu schreiben. Du hast es versprochen.«

»Klar doch. Du auch.«

»Für mich ist es schlimmer, ich sitze hier fest«, maulte Sally.
»Auf dich warten Abenteuer oder zumindest neue Erfahrungen.«

»Aber sicher doch! Als ob ich in einer Großstadt viel Spaß hätte! Mir fehlt unsere Farm schon jetzt.«

»Sydney ist garantiert interessanter als das hier ... oh, da kommt deine Mum«, sagte Sally.

»Tut mir leid, Mädchen, aber es ist Zeit, *au revoir* zu sagen. Nicht *adieu*. Zu Weihnachten sind wir bestimmt wieder hier. Und ich habe mit deiner Mutter besprochen, dass du uns gerne nächstes Jahr während der Olympischen Spiele besuchen kannst, Sal. Wäre das nicht toll?« Mrs Foster beugte sich zu Sally hinunter und gab ihr einen Kuss, dann musterte sie die beiden. »Ihr werdet immer Freundinnen bleiben. Ihr seid zusammen aufgewachsen, das schweißt auf ganz besondere Art zusammen. Und jetzt stellt euch mal hierher, damit wir ein Foto machen können.«

Brav standen die Mädchen nebeneinander, sie hatten sich die Arme um die Schultern gelegt und ein starres Lächeln im Gesicht. Als sich dann die beiden Mütter umarmten und Jessicas Vater und Bruder zum Abschied winkten und zur Boarding-Schranke gingen, umklammerten sich die beiden Mädchen, und Tränen liefen über ihre Wangen. Mit ihren vierzehn Jahren hatte jede der beiden das Gefühl, dass sie nie, nie wieder eine so gute Freundin haben würde.

Dann stand Sally neben ihrer Mutter, und beide sahen zu, wie das Flugzeug langsam davonrollte.

»Ich werde schrecklich einsam sein«, jammerte Sally.

»Sal, du hast jede Menge Freundinnen und Freunde«, erwiderte ihre Mutter. »Für Jess wird es viel härter werden, sie kennt niemanden in Sydney. Komm jetzt, wir müssen heim zu Dad.«

Die Zeit verstrich, doch die beiden Mädchen blieben beste Freundinnen, auch als sie unterschiedliche Wege einschlugen und sich nur noch alle paar Jahre sahen. Sie wussten, dass ihre

Freundschaft unverbrüchlich war und stets Bestand haben würde.

Und wie Jessicas Mutter gesagt hatte: Die gemeinsame Kindheit hatte ein besonderes Band zwischen den beiden geschmiedet, vielleicht auch durch die Abgeschiedenheit des kleinen tasmannischen Ortes, in dem sie aufgewachsen waren. Damals hatten sie ihre Heimat an der Südostküste der Insel als nichts Besonderes betrachtet, doch als Erwachsene erkannten sie, dass sie in einem magischen Abenteuerland aufgewachsen waren. Hier waren sie durch Wald und Flur geritten und geradelt, hatten Obst gepflückt und mit Hunden gespielt, Bäche und Klippen erkundet. Sie hatten vom Ruderboot aus in Flüssen geangelt, waren in Buchten gesegelt, hatten an einsamen, wilden Stränden und in Höhlen gepicknickt und manchmal im Meer gebadet.

Und sie hatten Geheimnisse, Gefahren und Träume miteinander geteilt. Dabei waren sie so verschieden, wie man nur sein konnte.

Sally Adamson mit ihren lockigen blonden Haaren und den graublauen Augen war eine Träumerin. Zwar schien sie die Stillere der beiden zu sein, doch die extrovertiertere blauäugige Jessica mit den dunkelbraunen Locken, die gern laut lachte, schätzte ihren drolligen Humor.

Oft sagten ihre Eltern, sie seien so verschieden wie Tag und Nacht, und lachten darüber, wie eindeutig sie bewiesen, dass Gegensätze sich anziehen. Im Lauf der Zeit hatten sie akzeptiert, dass das Paar nur während der Schulwoche zu trennen war, wenn beide nachts zu Hause schliefen. An den Wochenenden übernachteten sie abwechselnd bei einander, und in den Ferien zelteten sie entweder mit der einen oder mit der anderen Familie.

Als Jessicas Vater nach Sydney versetzt wurde, um dort ein wissenschaftliches Labor an der Universität zu leiten, tat der Abschied daher unendlich weh. Doch die Freundschaft der Mädchen wurde noch inniger. Sooft sie konnten, trafen sie sich, und

in den Schulzeiten schütteten sie einander in langen Briefen ihr Herz aus, denn Telefonieren, um lediglich zu schwatzen, wurde von den Eltern als zu teuer erachtet.

Als sie Anfang zwanzig waren, gingen sie gemeinsam für ein Jahr nach Übersee. Und obwohl sie einander geschworen hatten, Singles zu bleiben und so lange wie möglich Freiheit und Abenteuer zu genießen, verliebte sich Sally Hals über Kopf und brachte einen Verlobten mit nach Hause – Toby Sandford, einen tasmanischen Burschen vom Land, der eine Rucksacktour machte, bevor er zu Hause seinen Eltern auf der Farm helfen sollte.

Sie hatten so vieles gemeinsam. Sally, die auf Arcadia, dem Anwesen ihres Großvaters im Südosten der Insel, groß geworden war, wollte sich nur zu gern auf dem Land niederlassen. Ihre Hochzeit fand im Garten des Gutes statt, das ihre Mutter geerbt hatte und das das junge Paar bewirtschaften wollte. Jessica, Brautjungfer ihrer Freundin, reiste anschließend wieder nach Sydney, wo sie in die Fußstapfen ihres Vaters trat und an der Universität eine akademische Laufbahn einschlug.

Nur kurze Zeit nach Sallys Hochzeit eroberte Harden Blake, ein Werbefachmann, Jessicas Herz im Sturm. Sie zogen zusammen in eine schicke Wohnung in Mosman mit Blick auf Sydney Harbour. Achtzehn Monate später heirateten sie in kleinem Kreise, wie es gerade angesagt war, im Garten eines vornehmen Hauses in Bellevue Hill, das einem Freund von Hardy gehörte.

Toby verließ die Farm seiner Eltern und zog mit Sally nach Arcadia, um dort die Farm zu bewirtschaften. Die ersten glücklichen Jahre wohnten sie in einem kleinen Cottage auf dem Anwesen, doch dann starb Sallys Vater an einem Herzinfarkt, und wenig später wurde Sally schwanger. Daher bestand Mollie darauf, dass das junge Paar ins Haupthaus übersiedelte und stattdessen sie im Cottage lebte.

Während ihrer Schwangerschaft fuhr Sally zusammen mit Mollie nach Sydney und besuchte Jessica. »Ich bin Hausfrau,

schwanger und glücklich. Wir kaufen Babysachen fürs Kinderzimmer, und ich lass mich verwöhnen.« Sie grinste. »Wann kriegst du ein Baby und wirst sesshaft?«

»Ich bin sesshaft!«, protestierte Jessica. »Ich bin verheiratet, wir haben beide gute Jobs und eine hinreißende Wohnung. Warum sollte mir das nicht genügen? Kinder sind noch kein Thema. Vorher will Hardy das große Haus mit Garten und Swimmingpool und den Direktorenposten in der Werbeagentur.«

Sally musterte ihre älteste und beste Freundin. Offenbar lebten sie mittlerweile in völlig verschiedenen Welten. »Und was möchtest du, Jess? Es sieht so aus, als wäre dir das ländliche Tasmanien zu popelig geworden, dabei dachte ich, na ja, ich hab geglaubt, dass wir dieselben Dinge wollen.«

»Das ist doch auch so!« Jessica umarmte sie. »Im Grunde hat sich nichts geändert. Ich sehe mich nur einfach noch nicht als Mutter, das ist alles.«

Sally erwiderte die Umarmung, doch sie vermutete, dass mehr dahintersteckte.

Aber sie hatten beide so viel um die Ohren, dass sie einander nur noch sporadisch besuchten. Und da der ruhige, gelassene Farmer Toby und der gewiefte, ehrgeizige Werbefachmann Hardy nicht viel miteinander anzufangen wussten, trafen sich die Freundinnen meist ohne ihre Partner. Bei einer ihrer Reisen nahm Sally die kleine Katie mit nach Sydney, und sie aßen alle zusammen bei Jessicas Eltern zu Mittag. Sally erzählte ihnen, dass sie und Toby die alten Pferdekoppeln und Weiden von Arcadia zu Ackerland umwidmeten und dort neue Produkte anbauten. Jessica hingegen war gerade dabei, ihren Doktor zu machen und die Karriereleiter emporzuklettern; sie übernahm eine verantwortungsvollere Stellung als Leiterin eines Forschungslabors an der Universität, an der sie auch studiert hatte.

Ein, zwei Jahre später rief Sally über Skype Jessica an, um ihr nachträglich zum Geburtstag zu gratulieren, und sie überlegten

eine Weile, wann sie sich zuletzt gesehen hatten. Überrascht und ein bisschen traurig stellten sie fest, dass das schon sehr lange her war.

Nun ja, so ist der Lauf des Lebens, dachte Sally. Sie hatten alle Hände voll zu tun, waren ausgefüllt, glücklich und erfolgreich und wussten dabei doch, dass sie einander jederzeit anrufen konnten.

Und eines Tages kam der Anruf.

»Sal, ich bin's. Ich muss dich sehen. Ich komm zurück nach Hause. Allein.«

Sally war sehr beunruhigt, doch sie sagte lediglich: »Klar doch, Jess. Wann und wo? Ich hole dich ab.«

Draußen bewegte sich kein Blatt. Die Sonne glitt hinter die Berggipfel und tauchte sie in zartes Gold. Doch in diesem Moment war Sally blind für die Schönheit der Landschaft. Sie steckte das Telefon zurück in die Tasche und dachte über ihre Freundin nach.

Südostküste von Tasmanien, 1935

Stella Holland ließ den Feldstecher sinken, den Stephen auf einer Fahrt nach Sydney gekauft und ihr zur Hochzeit geschenkt hatte. Sie war hellauf begeistert davon. Man sah damit so viel schärfer als mit dem alten Opernglas, das sie jahrelang benutzt hatte, und er war speziell für den Einsatz im Freien gedacht. Sie trug ihn an einem stabilen Lederriemen um den Hals, sodass er sich an ihre Seidenbluse mit dem Paisleymuster schmiegte. Als sie ihn wieder an die Augen hob, drehte sie an der Scharfeinstellung, während sie die Baumkronen des alten Eukalyptuswaldes absuchte.

Ihr Augenmerk galt der Stelle, wo ein dicker Ast aus einem soliden Stamm herauswuchs. In dem schwindenden Licht konzentrierte sie sich auf etwas, was hinter dem sacht wehenden Blättervorhang zu erahnen war.

Stella hielt den Atem an. Ja, da saß sie – der massige Körper von gefleckten Federn ummantelt, die ihr wie das glamouröse Cape eines Filmstars um die Schultern lagen und die cremeweisse Brust frei ließen. Die effektvolle weiße Maske im Gesicht, die kohlschwarze Umrandung der dunklen Augen und der gebogene Schnabel ließen keinen Zweifel aufkommen, welcher Vogel da reglos den Waldboden und die Lichtung zwischen ihnen beäugte.

Nein, ihre Hände zitterten nicht, doch sie flüsterte ergriffen den Namen des Vogels. Denn die Maskenschleiereule war das Geschöpf, das sie unbedingt hatte beobachten wollen. Es hatte eine Weile gedauert, bis sie ihr Kreischen identifiziert hatte, weil es nicht das leise *Uhuuu* war, das sie von einem scheuen Nachtvogel erwartet hätte. Erst ein paar andere Vogelbeobachter, vor denen sie den Laut nachgeahmt hatte, hatten sie auf die Spur gebracht. Als sie dann die kleine Gruppe der Vogelfreunde in ihren Wald eingeladen hatte, machte der erfahrenste Experte sie auf das haarig fedrige Gewölle und den weißen Kot am Fuß eines Baumes aufmerksam. Seither hatte sie diesen großen alten Baum im Blick behalten. Zwar waren Maskenschleiereulen in Tasmanien weitverbreitet, doch in der Gegend von Burrigge, der nächstgelegenen Stadt, sah man nur selten eine. Im Norden der Insel kamen sie viel häufiger vor.

Als hätte der Vogel sie gehört, hob er den Blick und starrte sie mit einem furchtlosen, leicht neugierigen Ausdruck an, worauf Stella unwillkürlich den Feldstecher absetzte.

Sie spähte durchs Dickicht zu der grasbewachsenen Lichtung, an deren Rand die Gruppe gewaltiger alter Königseukalyptusbäume aufragte. Ihre Brettwurzeln waren mit grober grauer Rinde bedeckt, während sich die Borke an den hoch aufragenden Stämmen abschälte und helles Holz freigab, als hätte der Baum Sonnenbrand. Zwischen den ausgestreckten Ästen verbargen sich Höhlen.

Bei einem weiteren Blick zu dem Baum, den sie beobachtet hatte, konnte Stella auf einem Ast schemenhaft die Eule ausma-

chen. Um sie nicht zu verscheuchen, zog sich Stella zwischen die Bäume zurück und versuchte, sich zu sammeln. Nun warteten beide die nächste Bewegung der anderen ab.

Die Sonne ging unter, und es war, als würde das letzte Tageslicht aus dem Himmel über den Bäumen gesaugt. Obwohl es schon zu dämmerig war, um genaue Einzelheiten zu erkennen, wollte Stella nicht gehen. Auch wenn sie wusste, dass sie dann in völliger Dunkelheit zum Haus zurückkehren musste.

Doch da wurde sie für ihre Geduld belohnt.

Mit elegantem Schwung erhob sich die Eule von ihrem Ast. Die schwarz umrandeten creme-, bronze- und lohfarbenen Schwingen weit ausgebreitet, stieß sie auf die Lichtung nieder, wo sie geschickt ihre Beute packte. Mit dem kleinen Nagetier in den Krallen flog sie triumphierend über Stella hinweg und verschwand lautlos zwischen den Wipfeln.

Stella hatte den Feldstecher rasch emporgerissen, konnte in dem Dämmerlicht jedoch kaum etwas erkennen. Die Eule hatte sich zu ihrem Mahl in einen verborgenen Winkel zurückgezogen. Und wieder war alles ganz still, nichts rührte sich.

Oder doch?

Noch mit dem Fernglas vor Augen nahm Stella eine winzige Bewegung wahr. Ja, da war etwas, weiter hinten am Rand der Lichtung. Zwei dunkle Gestalten in dicken Jacken zogen etwas hinter sich her. Was hatten sie auf ihrem Grundstück zu suchen? Waren es Jäger? Hinter welcher Beute mochten sie her sein? Rotwild vielleicht? Oder Filander?

In diesem Augenblick flitzte etwas auf sie zu und nahm ihr kurz die Sicht. Rasch ließ Stella das Fernglas sinken, hob die Arme, um ihr Gesicht zu schützen, und spürte einen von großen Schwingen verursachten Luftzug. Die Eule war so dicht vorbeigeflogen, dass sie unwillkürlich ein paar Schritte zurückgewichen war. Als sie dann aus dem Gebüsch emporspähte, saß die Eule mit leicht geneigtem Kopf in einem Baum und beobachtete sie.

Auf der Lichtung war wieder Bewegung. Ein Mann, die karierte Jagdmütze tief ins Gesicht gezogen, ging mit einem Ast als Wanderstock in ihre Richtung.

Sie wollte schon aus den Büschen treten und ihn grüßen, doch der rasche Schritt, der gesenkte Blick und die grimmige Miene des jungen Mannes ließen sie innehalten. Und sie merkte, dass er von ihrer Gegenwart zwischen den Bäumen bisher nichts ahnte.

Stella blickte hinauf zu der Eule, die so nah auf einem belaubten Ast saß, dass ihre markanten Eigenschaften auch ohne Feldstecher gut zu erkennen waren. Der Vogel blinzelte mit den hellen Augen, als wäre er gelangweilt, doch kaum bewegte sich Stella, fokussierte er den Blick auf sie. Ohne den Körper zu bewegen, drehte er den Kopf, um von seinem Aussichtsposten auch das Terrain hinter sich zu sondieren.

Vorsichtig griff Stella in die Tasche ihres Wollrocks und zog ein Notizbuch und einen Bleistift heraus. Ohne den Blick von der Eule zu wenden, öffnete sie langsam das Buch und blätterte zu einer leeren Seite vor. Den Mann hatte sie inzwischen vergessen.

Während sie rasch eine Bleistiftskizze anfertigte und dabei abwechselnd aufs Papier und auf die Eule blickte, schien der Vogel sie zu ignorieren. Da er jedoch den Kopf in einen für sein Profil vorteilhaften Winkel legte, schien es ihr, als wisse die Eule, dass sie porträtiert wurde.

Als Stella das Muster der goldenen und schwarzen Federn, die Krümmung des Schnabels, die hellen Augen und die sich an den Ast klammernden Krallen zeichnete, breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus. Ihr Stift flog über das Blatt, während sie die wesentlichen Merkmale des Körpers festhielt, um sie später auszuarbeiten, wohingegen sie die Federzeichnung exakt wiedergab. Penibel studierte sie den Ausdruck des Vogels und hoffte, dass er nicht flüchten würde.

Dann war es endgültig zu dunkel, um noch Details zu erkennen, und Stella wurde unvermittelt klar, dass ein ziemlich weiter

Heimweg vor ihr lag. Also klappte sie das Notizbuch zu und steckte es in die Tasche.

»Danke dir, du schönes Geschöpf«, sagte sie lächelnd zu der Eule, von der sie nur noch die Umriss sah.

Dann überquerte sie die Lichtung und ging zu der Stelle, wo sie ihr Fahrrad unterhalb der Straße an eine niedrige Steinmauer gelehnt hatte. Sie nahm den schmalen Pfad zwischen den Bäumen zum Bach, um dann über die Felder und den Hügel zum Haus hinaufzugehen – häufig legte sie den Weg mit dem Fahrrad zurück, doch manchmal ging sie einfach zu Fuß querfeldein.

Leichter Nebel zog durchs Tal, als sie das Fahrrad entschlossen am Ufer entlang und den Feldweg hinaufschob.

Da entdeckte sie die Silhouette des Mannes, den sie auf der anderen Seite der Lichtung erspäht hatte. Sie erkannte ihn an seiner Jagdmütze, den Gummistiefeln und dem langen Wanderstock. Er stapfte rasch auf die alte Straße zu. Aber wo mochte er hergekommen sein? Und wo war der andere Mann abgeblieben? Nun, vielleicht hatten sie unten im Bach geangelt.

Da sie in größerer Entfernung hinter dem Mann ging, bemerkte er sie nicht und verschwand schließlich hinter dem Hügelkamm.

Stella setzte sich aufs Rad und richtete Rock und Baskenmütze, als sie das Auto ihres Mannes mit lautem Hupen die Straße entlangkommen hörte. Der neue 1935er-Buick war der ganze Stolz des Arztes.

Sie hoffte, dass ihrem ungeduldigen Gatten kein Tier vor die Räder gelaufen war. Denn Dr. Stephen Holland war ein viel beschäftigter Mann mit hitzigem Temperament, der weder Dummköpfe noch Simulanten ertrug. Doch die Leute im Ort respektierten ihn, weil er ein erfahrener Mediziner war, dem das Wohl seiner Patienten über alles ging.

Oft nahm er an Konferenzen und medizinischen Tagungen teil, sodass Stella und auch er recht froh darüber waren, wie stark sie ihr »künstlerisches Hobby« (so nannte er es) in Anspruch nahm. Er fand ihre fein ausgearbeiteten Zeichnungen

der Vögel und manchmal auch von anderen frei lebenden Tieren oder Blumen aus der Umgebung ihres Hauses »sehr hübsch«. Hätte er geahnt, wie viele Stunden sie jeder davon gewidmet hatte, hätte er es vielleicht als Zeitverschwendung betrachtet. Doch dank der Hilfe ihrer Haushälterin Mrs James war das Haus immer aufgeräumt und blitzblank, das Essen kam rechtzeitig auf den Tisch, und Küche, Vorratskammer und Waschküche waren stets makellos sauber, wenn er selten genug einmal den hauswirtschaftlichen Bereich betrat.

Manchmal streifte Stella der Gedanke, dass dies nicht das Leben war, das sie sich ausgemalt hatte, bevor sie den charmanten und kultivierten Dr. Holland kennenlernte. Weniger aus medizinischem als aus künstlerischem Interesse hatte sie im Rahmen ihres Kunstunterrichts am Hobart Technical College einen Grundkurs in Anatomie belegt und war bei einem kleinen Empfang dem Arzt vorgestellt worden, der dort an mehreren Abenden Gastvorträge hielt. Dass sie ihre Kunst ernst genug nahm, um diesen Kurs zu belegen, hatte ihn fasziniert.

»Wenn es Leonardo da Vinci etwas gebracht hat, profitiere ich vielleicht auch davon«, hatte Stella lächelnd gesagt.

Und dann hatte ihr bei einem Besuch der historischen Gebäude des Tasmanischen Museums jemand auf die Schulter getippt. Er sei hier, um sich an diesem angenehmen Samstagmittag die Zeit zu vertreiben, hatte Dr. Holland erklärt, und so waren sie gemeinsam durchs Museum und die Kunstgalerie geschlendert. Danach lud er sie auf eine Tasse Tee ein.

Im Lauf der kommenden Wochen und Monate hatten sich ihre Wege immer wieder gekreuzt, bis er ihr eines Tages vorschlug, mit ihm Mittag zu essen.

Sie erfuhr, dass er Witwer war und schon seit geraumer Zeit nicht mehr viel »da draußen in der Welt« unternommen hatte. Ihr Sinn für Humor brachte ihn zum Lachen, sodass er Stella für »die beste Medizin« hielt. Ob er sie denn wiedersehen dürfe?

Die Zeit des Werbens – zwischen einem ernsthaften Mediziner und einer hübschen jungen Kunststudentin – hatte ihr den

Eindruck vermittelt, dass sie einen reifen, trauernden Mann rettete und ihn mit neuen Ideen und einer ihm fremden Welt bekannt machte. Sie plauderte unbekümmert mit ihm und ließ ihn an ihrer überschäumenden Begeisterung, ihrer Abenteuerlust und der fröhlichen Sorglosigkeit teilhaben – alles Dinge, die in seinem Leben schon seit Langem fehlten. Denn Stephen hatte viele düstere Jahre hinter sich, in denen er auf Zehenspitzen um eine bettlägerige Ehefrau herumgeschlichen und quälende Unterhaltungen im Flüsterton mit ihr geführt hatte.

Stephen wiederum erklärte Stella, dass er ihre Unabhängigkeit und Energie, ihre Leidenschaft für die Kunst und das große Interesse an Vogelkunde außerordentlich erfrischend fand.

Sie hatten sich schon ein paarmal getroffen, als Stella eines Tages erwähnte, dass sie mit einer anderen Künstlerin zusammen eine kleine Reise unternehmen wolle, um nach der Natur zu zeichnen. Stephen schlug als Ziel seine Heimatstadt vor, wo er ihr eine gute, bezahlbare Unterkunft empfehlen konnte. Und er bot an, sie zu vielen Plätzen im Südosten zu fahren, die es lohnten, gezeichnet und gemalt zu werden.

Stella verliebte sich in die Gegend am Huon River und schließlich unausweichlich auch in Stephen Holland.

Als er um ihre Hand anhielt, erklärte ihm Stella allerdings unmissverständlich, dass ihre Kunst vielleicht kein Beruf, aber ein wichtiger Teil ihres Lebens war, der sie glücklich machte und den sie nicht aufgeben würde. Doch das, versicherte sie ihm, würde sie bei der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten nicht beeinträchtigen. Aber ihr zukünftiger Ehemann winkte ab. »Du kannst dich glücklich schätzen, Liebes. Im Haushalt gibt es für dich nicht viel zu tun. Mrs James hat alles unter Kontrolle und kennt meine Vorlieben und Abneigungen. Du kannst dich in deiner freien Zeit gern als Hobbykünstlerin betätigen.«

Zwar hegte Stella immer noch Zweifel, ob es richtig war, den Arzt zu heiraten, denn sie wusste von anderen Künstlerinnen, wie schwierig es war, Haushalt und künstlerische Betätigung zu vereinbaren. Auch wenn kein Leben voller Plackerei vor ihr lag,

würde die Hausarbeit womöglich ihre Kreativität und ihre künstlerische Freiheit beschneiden. Doch da sie durch ihre Eheschließung nicht nur ein bezugsfertiges Heim, sondern auch die Unterstützung von Mrs James und ihrem Mann erhielt, der Verwalter des Anwesens war, beschloss sie, dankbar zu sein, selbst wenn sie nicht die Möglichkeit hatte, ihrem neuen Umfeld einen eigenen Stempel aufzudrücken.

Die Hochzeit fand in kleinem, aber elegantem Rahmen statt. Der festliche Empfang in Dr. Hollands Klub mit Kerzenlicht, üppigem Blumenschmuck, teuren Gedecken, erlesenen Speisen und schick gekleideten Gästen machte deutlich, dass man in diesen Kreisen stilvoll durch die Wirtschaftskrise segelte.

Stella hatte sich für ein Hochzeitskleid entschieden, das eine bekannte Schneiderin aus Melbourne angefertigt hatte. Der weich fließende cremefarbene Satin umschloss ihren Körper wie eine zweite Haut, Staubperlen und Spitze säumten dezent das Mieder. Von einer perlenbestickten Kappe fiel ein langer Schleier herab, der am Rand mit winzigen Blüten besetzt war. Ihr riesiger Brautstrauß bestand aus weißen Rosen, Orchideen und Maiglöckchen, eingebettet zwischen Farn und Efeu. Stephen Holland konnte kaum den Blick von seiner anmutigen, jungen Frau wenden.

Und so kam Stella nach Arcadia, Dr. Hollands Farm, wo sie den Platz seiner ersten Frau einnahm, aber auch ihrem Geschmack und ihren Neigungen freien Lauf lassen konnte, wofür ihr Stephen ein eigenes Atelier zur Verfügung stellte.

Bei einem ihrer seltenen Besuche in Stellas Reich fiel dem Arzt und Mrs James der mit prächtiger Kapuzinerkresse bepflanzte Nachttopf auf dem Fensterbrett auf. Sie musterten die Grasbüschel, Zweige, Muschelschalen und Steine auf einem Sims, einen Krug, Obst und getrocknete Brotlaibe – alles steinhart und von einer Lackschicht geschützt. Terpentin- und Kerzenwachsgeruch umwaberte das Stilleben.

»Wie unkonventionell, meine Liebe«, hatte der Arzt etwas steif, aber mit nachsichtigem Lächeln bemerkt.

Die einzigen Stunden, in denen ihr Gatte alle Förmlichkeit fahren ließ, waren die im Schlafzimmer, wo er Stella gelegentlich unsanft, fast schon grob nahm und sie sich willig fügte, fehlte es ihr in diesen Dingen doch an Wissen und Erfahrung.

»Je schnieker und anständiger die Männer aussehen, umso schamloser sind sie, sobald sie ihr elegantes Jackett und die restlichen Klamotten abgelegt haben«, hatte eins der Modelle im Aktzeichenkurs einmal bemerkt und eine obszöne Geste gemacht. Und die anderen Studentinnen an ihren Staffeleien hatten gekichert.

Gelegentlich plauderte Mrs James über Leute im Dorf und erwähnte das schwere Schicksal einiger Menschen, nicht ohne einzuflechten, wie glücklich Stella sich doch schätzen konnte, ein hübsches Heim, ein sorgenfreies Leben und einen guten Ehemann zu haben.

Stella hatte zustimmend genickt. Ja, sie war eine vom Glück begünstigte Frau, auch wenn das Eheleben vielleicht nicht ganz so war, wie sie es erwartet hatte.

Doch nun, ein paar Jahre später, war der gute Doktor nicht mehr der Jüngste und schien an ihren Interessen kaum noch Anteil zu nehmen. Obwohl er es selten ansprach, wusste Stella, dass er hoffte, sie würde bald ruhiger und gesetzter werden. Vielleicht würde ja auch ein Baby kommen, das sie erden und ihre Aufmerksamkeit beanspruchen würde. Doch bisher war sie nicht schwanger geworden. Seiner Meinung nach seien die Frauen seit den Goldenen Zwanzigerjahren übrigens insgesamt viel zu unabhängig geworden, tat er ihr gegenüber gerne kund, wenn er die Zeitung las. Nicht, dass Hobart ein Eldorado der Jazzmusik und freizügiger Frauen gewesen wäre, die Alkohol tranken und rauchten. Doch selbst an diesem friedlichen Ort wurden die Frauen unternehmungslustiger und nahmen Dinge häufiger selbst in die Hand. Auch wenn ihre Ehemänner das bisweilen bewundernswert fanden, spürten sie doch, wie der Boden unter ihren Füßen leicht zu schwanken begann.

Der Wagen des Arztes hielt neben ihrem Fahrrad.

»Du bist ziemlich spät unterwegs, Liebes. Das ist gefährlich, ohne Licht an deinem Rad. Gerade hätte ich fast so einen Dummkopf angefahren, der dahinten die Straße überquert hat. Warum bist du denn im Dunkeln noch draußen? Soll ich neben dir herfahren?«

»Nein danke, Schatz, fahr nur zu. Ich habe eine so wunderschöne Eule beobachtet, dass ich die Zeit vergessen habe.«

»Dabei ist es doch schon viel zu finster, um noch etwas zu sehen. Bitte beeile dich. Ich nehme an, Mrs James hat das Abendessen vorbereitet?«

Das war ein versteckter Tadel. Schließlich konnte jeder gute Ehemann mit Fug und Recht erwarten, dass ihn am Ende eines arbeitsreichen Tages seine brave Gattin mit einem Glas Sherry und einem leichten Abendessen willkommen hieß. Zu häufig in letzter Zeit, das wusste Stella, war Stephen beim Heimkommen stirnrundelnd in seinem Arbeitszimmer verschwunden, weil sie noch in ihrem Atelier mit ihrer Malerei oder einem anderen Projekt beschäftigt war und nicht bemerkt hatte, dass es längst sechs Uhr geschlagen hatte. Der Arzt war ein akribischer Mann, der Ordnung und Routine schätzte. Was ihn nicht davon abhielt, mitten in der Nacht oder zu anderen ungelegenen Zeiten aufzubrechen, wenn seine medizinischen Kenntnisse benötigt wurden.

Mrs James hatte ihnen das Abendessen servierbereit hingestellt. Da sie zu Hause Mr James und eine Kinderschar zu versorgen hatte, blieb sie selten länger, außer wenn die Hollands pünktlich um sechs Uhr aßen. Dann wartete sie so lange und wusch hinterher noch das Geschirr ab. Mrs James lebte mit ihrer Familie in einem Cottage auf dem Anwesen der Hollands, so dass sie nur einen kurzen Heimweg übers Feld hatte.

Stella betrat ihr Atelier, das einst ein an die Küche angebauter Wintergarten gewesen war. Hier hatte die erste Mrs Holland gestickt und genäht, weil viel Licht durch die hohen Fenster fiel. Stella legte Jacke und Schal ab, zog die festen Schuhe aus und

strich die Seidenbluse glatt. Dabei atmete sie tief ein und genoss die Stille ihres Rückzugsortes.

»Stella ...? Bist du da?«

»Ich komme gleich, Liebling. Ich mach mich nur ein bisschen frisch.«

Beim Essen hörte Stella lediglich mit halbem Ohr zu, als ihr Gatte seine kleinen Erfolge schilderte.

Offenbar entging ihm das nicht, denn er unterbrach sich, nahm einen Schluck Rotwein und fragte: »Du hast also da draußen ein paar Vögel entdeckt, die dich gefesselt haben. Eine Eule, hast du gesagt?«

»Nicht irgendeine Eule. Die Maskenschleiereule, die es nur hier bei uns in Tasmanien gibt, soweit ich weiß. Sie hatte eine wundervolle Zeichnung und wirkte so ... klug. Wir haben uns gegenseitig beäugt. Und ich hatte das Gefühl, dass sie von mir gesehen werden wollte.« Stella lächelte. »Ich habe eine vorläufige Skizze angefertigt. Hoffentlich kann ich die Eule wieder ausfindig machen und dann genauer beobachten, wie sie sich bewegt, welche Gewohnheiten sie hat und so weiter. Sie ist der Schleiereule recht ähnlich.«

»Hmm, sei vorsichtig. Eulen sind nachtaktive Tiere, und ich möchte nicht, dass du im Dunkeln draußen bist. Vor allem wenn sich merkwürdige Kerle in der Gegend herumtreiben wie der vorhin auf der Straße. Er ist dir bestimmt auch aufgefallen. Wahrscheinlich war er angeln. Jedenfalls hatte er so etwas wie eine Rute bei sich.«

»Für mich sah es eher nach einem langen Wanderstock aus. Ich meine, ihn schon vorher zusammen mit einem anderen Burschen erspäht zu haben. Sie gingen in Richtung Bach und haben irgendetwas geschleppt. Vielleicht wollten sie campen und dabei angeln oder jagen? Eigentlich habe ich aber nur seine Jagdmütze wiedererkannt. Und diesen kräftigen Ast, auf den er sich beim Gehen gestützt hat.«

»Eigenartig. Ich mag es gar nicht, wenn sich Fremde in unserem Wald aufhalten. Angler fragen gewöhnlich immer um Er-

laubnis. Und zu jagen gibt es hier nichts, auch wenn die Zeiten hart sind.« Stephen lächelte etwas verkniffen. »Könntest du deine Vogelbeobachtungen nicht hier im Garten machen? Da zwitschert doch mehr als genug, meine ich.«

Stella senkte den Blick auf ihren halb leeren Suppenteller. »Ja, vielleicht.« Sie bezweifelte, dass sich die Eule so nah ans Haus wagen würde. »Möchtest du etwas Käse? Vielleicht nachher am Kamin? Edna Browne hat ihn selbst gemacht, aus Milch von den Holmes-Kühen. Er ist wunderbar cremig.«

Doch Dr. Holland lehnte ab und zog sich kurz darauf zurück. Also ging Stella wieder in ihr Atelier und machte sich daran, beim warmen Schein ihrer Schreibtischlampe die Skizze der Eule aus ihrem Notizbuch auf das feste Haderpapier auf ihrer Staffelei zu übertragen.

Als sie die Eule dann mit zarten Aquarellfarben kolorierte, schien es, als würde das Geschöpf zum Leben erwachen. Doch die kniffligen Details der Federn und die Tiefe im Ausdruck der dunklen Augen wollten ihr nicht gelingen.

Sie würde die Eule ein weiteres Mal aus der Nähe studieren müssen. Und dann wieder und wieder.

Zwei Wochen später verkündete Stephen, dass er zu einem Seminar nach Hobart fahren müsse.

»Möchtest du mich begleiten? Du könntest ins Theater gehen, während ich zu tun habe, und die Kunstgalerie dort hat dir ja auch immer gefallen. Dazu einen Einkaufsbummel ...«

Stella schüttelte den Kopf. »Du bist bestimmt die ganze Zeit beschäftigt. Und wir waren ja erst vor Kurzem dort. Ich bleibe gern hier unter den Fittichen von Mrs James. Aber danke, dass du gefragt hast, Stephen.«

Er zuckte die Achseln und lächelte. »Ganz wie du willst, meine Liebe. Hier draußen kann es ziemlich einsam sein, und da dachte ich, dass du vielleicht häufiger die hellen Lichter der Stadt sehen willst. Aber wir fahren ja demnächst aufs Festland. Nach Sydney kommst du doch hoffentlich mit?«

»Natürlich. Mindestens eine Woche, stimmt's? Ich freue mich darauf, meine Schwester wiederzusehen. Und natürlich auf unser übliches Programm.«

»Einkaufen, Tee trinken, den Zoo besuchen und mit der Fähre fahren?« Er lächelte. »Wir machen zusammen einen Plan. Du hast die freie Wahl. Bis auf das Dinner der Ärztekammer natürlich, das ist schließlich der Höhepunkt!«

Stella bemühte sich, begeistert zu wirken, obwohl sie die förmlichen Treffen dieser Ärztekammer reichlich anstrengend fand. Da die anderen Arztfrauen alle älter waren und einander schon länger kannten, wusste Stella wenig zu ihren Gesprächen beizutragen. Sie unterhielten sich höflich miteinander, doch der Altersunterschied, ihre divergierenden Interessen und die Tatsache, dass sie einander nur selten sahen, ließen das Gespräch oft stocken.

Allerdings hatte Stella längst eigene Pläne für ihren Aufenthalt in Sydney. Dazu gehörten Besuche in den Ausstellungen der Art Gallery of New South Wales sowie in der Mitchell Library, wo sie in den botanischen und ornithologischen Fachbüchern recherchieren wollte. Außerdem wollte sie zusammen mit ihrer Schwester hübsche Teestuben und Lichtspielhäuser aufsuchen und im Botanischen Garten sowie an den Stränden der Stadt spazieren gehen.

Obwohl Dr. Holland in gesicherten finanziellen Verhältnissen lebte, führten sie auf ihrem Anwesen in der Nähe der Südküste ein eher geruhames, zurückgezogenes Leben, sodass Stella die gelegentlichen Aufenthalte in der Stadt genoss. Zudem konnte sie sich dort mit Künstlerbedarf eindecken, der in Burrridge schwer zu beschaffen war.

Allerdings hatten die Folgen der Weltwirtschaftskrise Mitte der Dreißigerjahre alle dazu gezwungen, sich einzuschränken. Und so war Stella zumindest teilweise zur Selbstversorgerin geworden. Sie zog Gemüse und hielt Hühner, deren Eier sie bei Nachbarn gegen andere Waren eintauschte. Tatsächlich zog man in Tasmanien an einem Strang und kam wirtschaftlich besser

über die Runden als auf dem Festland, was eine lokale Gruppierung dazu brachte, die Unabhängigkeit der Insel vom übrigen Australien zu propagieren.

Bei den gelegentlichen Zusammenkünften von Stephens Freundeskreis erfuhr Stella, dass ihr Mann Tasmanien dank seiner Ressourcen eine hoffnungsvolle wirtschaftliche Zukunft prophezeite. Diese ökonomische Zuversicht hatte auch daheim Auswirkungen. Stella bekam von Stephen Taschengeld, das sie für »Firlefanzen«, sei es für sich, das Haus oder den Garten ausgeben durfte. Es schien ihm zu gefallen, dass sie – obwohl noch immer eine junge Frau – nicht sonderlich an Schmuck und modischer Kleidung interessiert war, sondern ihr Geld lieber für Bücher und Malutensilien ausgab. Einmal hatte sie erlebt, wie Bekannte ihm dazu gratulierten, dass er eine so hübsche junge Frau mit solch bescheidenen Ansprüchen geehelicht hatte.

Sobald ihr Gatte für zwei Tage nach Hobart abgereist war, versicherte Stella Mrs James, dass sie sich sehr gut selbst versorgen könne, und gab der Haushälterin frei. »Wenn Dr. Holland nicht da ist, lebe ich gern einmal nach meinem eigenen Stundenplan«, meinte sie lächelnd.

Am ersten Abend brach Stella kurz vor Einbruch der Dunkelheit auf. Neben ihrem Skizzenblock und einem Stift packte sie ihre Taschenlampe und den Feldstecher ein, auch wenn es vermutlich bald zu finster sein würde, um ihn zu benutzen. Dazu noch für alle Fälle eine Kerze und eine Schachtel Streichhölzer.

Sie ergriff einen von Stephens Gehstöcken, mit denen er bei seinen unregelmäßigen Inspektionsrunden unterwegs war. Denn der Doktor ging keineswegs einfach nur zum Vergnügen spazieren, sondern vor allem, um einen Schuppen oder seine von Mr James versorgten Kühe einmal selbst in Augenschein zu nehmen. Manchmal suchte er auch nach giftigen oder unerwünschten Pflanzen wie etwa Brombeersträuchern, die sich

ihren Weg durch die Hecken bahnten und an den Trockenmauern hochwucherten, welche einst auf Bewährung freigelassene Strafgefangene für die ersten englischen Siedler gebaut hatten.

Stella dagegen streifte gern ziellos umher. Sie genoss dann die frische Luft und das Sonnenlicht, die Schönheit der Umgebung und den Ausblick von der Hügelkuppe auf die Apfelplantagen der Nachbargrundstücke in der einen und über den Fluss in der anderen Richtung.

Manchmal überredete sie ihren Mann, zu den windgepeitschten Klippen zu fahren, die an der zerklüfteten Küste steil aus dem aufgewühlten Meer ragten. Zwischen manchen der fast senkrechten Felswände gab es Höhlen und Blaslöcher mit gelegentlichen Wasserfontänen. Und am Fuß der Klippen räkelten sich Seebären auf blanken, von Wellen überspülten Felsen oder tauchten, spielten und schliefen in der Sonne, die ihre glatten braunen Körper glänzen ließ.

Liebend gern beobachtete Stella den Zickzackflug der kreischenden Seevögel am Himmel und sah zu, wie sie ins Wasser stießen und gar nicht selten mit einem silbrigen Fisch wieder auftauchten. Wassertropfen stoben von den nass glänzenden Körpern der Kormorane, wenn sie sich schüttelten; und Sturmtaucher schwebten auf ihren langen Flügeln dahin.

»Stell dir vor, Stephen, diese Vögel sind den ganzen weiten Weg von der Arktis bis hierher geflogen. Was für eine Reise!«

»Hmm, allerdings.«

Nie hätte Stella gedacht, dass sie einmal in einer so schönen verwunschenen Gegend landen und dort vermutlich auch den Rest ihres Lebens verbringen würde.

Da es an jenem Abend feucht und kalt war, knöpfte sie ihre Jacke zu und zog sich einen Wollschal über den Kopf. Zum Glück wehte kein Wind. Sie ging zu Fuß und hielt sich nahe der heimischen Viehweide, wo die ersten weißen Siedler eine Gruppe Stieleichen gepflanzt hatten. Anschließend wanderte sie den kleinen Bach bis zu einer Schlucht entlang, in der es stets

zwitcherte und zirpte. Sie schlug den Weg zu dem Wäldchen mit den alten Eukalyptusbäumen ein, deren tiefe Hohlräume in den Stämmen den Eulen perfekten Unterschlupf boten.

Mehrere Weiden der Hollands waren für Ackerbau und Rinderzucht eingezäunt worden. Ihr Anwesen ging ins Gebiet der Kronkolonie über, wie offizielle alte Karten in muffigen Regierungsarchiven zeigten. Der erste Besitzer der Farm hatte mit unterschiedlichen Ackerpflanzen experimentiert, zuletzt mit Hopfen, doch ein Überangebot hatte ihn zum Aufgeben gezwungen. Heutzutage reichte es Stephen vollauf, genug Futter für die vier Kühe anzubauen. Außerdem hatte er Mrs James und Stella erlaubt, einen Küchengarten mit Blumen und Gemüse anzulegen. Laufende Reparaturen wurden von Mr James erledigt. Die Apfelplantage war inzwischen verwildert, auch wenn Stella sich manchmal dorthin wagte und ein paar Äpfel pflückte, sofern sie reif und nicht schadhaf waren. Daraus kochte Mrs James dann Apfelmus und buk Apfelkuchen, die eine Woche und länger reichten und bei den Nachbarn eingetauscht werden konnten. Die Wirtschaftskrise hatte die Einheimischen gelehrt, nichts verkommen zu lassen und zu teilen, was sie entbehren konnten.

Am Fish Head Point hatte man einen neuen Anlegesteg gebaut, und Fischen war zu einem einträglichen Unterfangen geworden. Tatsächlich hatte man die Fische und Meeresfrüchte, die morgens aus den Netzen und Körben geklaubt und in den neuen Kühlfahrzeugen auf Eis nach Hobart gebracht wurden, noch vor Ende des Tages fürs Abendessen verkauft.

Stella hielt inne, denn sie hatte den Schrei eines Papageien gehört, der sich für die Nacht einrichtete. Sie wagte sich tiefer in den Wald hinein und hob den Feldstecher an die Augen, um die hohen Eukalyptusbäume im dämmrigen Zwielflicht abzusuchen. Als sie eine Eule entdeckte, die still auf einem Ast saß, durchfuhr sie ein freudiger Schauer. Und im Stamm des Baumes konnte sie die dunkle Höhle ausmachen, in der der große Vogel wohnte. Stella konnte ihr Glück kaum fassen. Ob es derselbe Vogel war,

den sie neulich skizziert hatte? Jedenfalls war es eine Maskenschleiereule. Eins dieser seltenen, scheuen Geschöpfe.

Und dann schrie die Eule, wenngleich nicht sehr melodisch. Stella war entzückt. Einen Augenblick später erscholl eine Antwort. Dass sie so schnell ertönte, zeigte, dass eine weitere Eule ganz in der Nähe war.

Wie schade, dass sie nicht zwischen männlichen und weiblichen Rufen unterscheiden konnte! Aber es war ja schon aufregend genug zu wissen, dass mehrere Eulen da waren. Ob es sich um ein Pärchen handelte? Ob sie Nachwuchs in ihrer Höhle hatten? Oder gehörte der Ruf zum Liebeswerben?

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, und sie spitzte die Ohren, um das Gewisper, Gezirpe und Gezitscher den jeweiligen Tieren zuzuordnen.

Da sah sie, wie sich die Eule plötzlich reckte. Auch wenn sie sich ansonsten nicht bewegte, war klar, dass etwas am Boden ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

Lautlos schob sich Stella ein Stück nach vorn, um besser sehen zu können, hielt jedoch abrupt inne, als Zweige knackten und schwere Tritte ertönten. Was für ein Tier bewegte sich so plump und ohne Rücksicht darauf, wohin es trat? Darauf gab es nur eine Antwort.

Ihr Herz stockte. Die Warnungen ihres Mannes, nicht allein in den Wald zu gehen, schrillten ihr in den Ohren.

»Wer ist da?« Eine raue Männerstimme.

Stella erstarrte. Dann beschloss sie, sich unerschrocken zu geben.

»Hallo«, rief sie beherzt. »Ich beobachte Eulen. Haben Sie welche gesehen?« Sie trat zwischen den Bäumen hervor.

»Eulen? Nein. Das also machen Sie hier draußen? Ist ein bisschen spät für eine Dame so allein.« Der Mann grinste tückisch. Er war etwa in ihrem Alter, aber damit endeten die Gemeinsamkeiten auch schon. Der abgerissen gekleidete Eindringling mit dem struppigen Schnauzbart kam auf sie zu, und Stella erkannte die Jagdmütze und den schweren Stock in seiner Hand.

»Sind Sie auch ein Vogelkundler?«, fragte sie scheinbar unbefangen, doch ihre Gedanken rasten. Wie konnte sie sich am besten in Sicherheit bringen? Auf den moosigen Steinen neben dem Bach würde sie ausrutschen, der beste Fluchtweg war wohl der durchs Wäldchen.

»Nein, ich bin nicht hinter Ihren Vögeln her, Madam. Mir geht's um dickere Fische.« Dabei lachte er dreckig und fuchtelte mit erhobenem Stock.

»Oh.« Stella machte kehrt, um loszurennen. Da sah sie aus dem Augenwinkel unvermittelt ausgebreitete Schwingen auf den Mann hinuntersausen. Sie hörte, wie er nach hinten taumelte und im Fallen einen Fluch ausstieß.

Stella rannte zwischen den Bäumen davon. Sie fand den Pfad und schlug den Weg zur Straße ein. Vielleicht würde sie ja jemand dort mit dem Auto auflesen, während sie nach Hause rannte. Kurz überlegte sie, ob sie den Umweg zum Cottage der James' nehmen sollte, entschied sich aber dagegen. Ihr Haus lag näher, und sie konnte die Türen hinter sich verammeln.

Stella sah nicht, dass ein zweiter Mann auftauchte und dem anderen auf die Beine half.

Keuchend stieß sie die unversperrte Küchentür auf, schlug sie hinter sich zu und legte den Riegel vor. Allmählich kam sie wieder zu Atem. Sie überprüfte, ob die anderen Türen und die Fenster verschlossen waren.

Alles war ruhig. In ihrem Atelier schaltete Stella das Licht ein, ließ die Tasche fallen und griff in ihre Rocktasche. Der Skizzenblock war fort! Sie musste ihn auf ihrer hastigen Flucht vor dem fremden Mann verloren haben. Sie blickte durch die großen Fenster hinaus in den Garten. Keine Gardinen nahmen ihr die Sicht, es hatte nie einen Grund gegeben, welche aufzuhängen. Und so löschte sie das Licht rasch wieder und eilte hinaus, sperrte die Tür zu ihrem Lieblingsort ab und zog sich in den Salon zurück, wo die schweren Vorhänge geschlossen waren. Sie schaltete die Lampen ein.